

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ueber China und die Chinesen

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

Familien, die bei einem zufälligen Besuche der Wälder die Coca aus Langeweile zu gebrauchen anfangen, bald ihr Geschmack abgewannen, von nun an für das civilisirte Leben verloren waren, und wie von einem bösarigen Zauber ergriffen, sich weigerten, in die Städte zurückzukehren, bis die Verwandten einen solchen Unglücklichen trotz seiner Thränen, mit Gewalt in die Heimath entführten. Aber bei der ersten Gelegenheit entweichen sie von Neuem.

Der Gebrauch der Coca in ausschweifendem Grade rächt sich stets an der Gesundheit. Ein Coquero, der seinem Hange nicht allwöchentlich fröhnt, kann, doch nicht ohne Körperbeschwerden, wohl fünfzig Jahre alt werden, die Meisten sterben aber weit früher weg. Zuerst tritt in Folge des Genusses, grade wie bei den Branntweintrinkern, Schwäche der Verdauungswerkzeuge ein, die bald zu einer furchtbaren Plage wird, dazu kommen dann gallige Beschwerden, Verstopfungen, Gelbsucht, Kopfschmerzen, Zerrüttung des ganzen Nervensystems und Abmagerung. Weicht die Gelbsucht, so tritt dann Bleichsucht ein, eine unheilbare Schlaflosigkeit folgt, der nicht einmal mehr der Genuß der Coca selbst steuern kann. Auf Widerwillen gegen alle Speisen folgt plötzlicher Heißhunger und Gliederschmerzen stellen sich ein, die das Vorzeichen der Wassersucht bilden. Der Kranke ist dabei mürrisch und heftig; sein elender Zustand dauert ein Paar Jahre, dann stirbt er an allgemeiner Abzehrung.

Der Verbrauch der Coca ist auf Peru beschränkt, aber in diesem Lande auch sehr stark. Alle Peruaner der gemeinen Klassen sind an dieses Kraut gewöhnt, doch

machen die Neger und die Küstenbewohner oft eine Ausnahme. In manchen Gegenden wird in Folge eines Aberglaubens sogar dem Sterbenden Coca in den Mund geschoben, und wenn er erklärt, daß er Wohlgeschmack empfinde, so ist man überzeugt, daß er selig werde. So weit, wie schon bemerkt, die Inkas in Peru herrschten, begegnet man dort dem Strauche; wo die Ureingeborenen zuerst von Weißen unterjocht wurden, fehlt er. Der Inka Manco Kapak, welcher dieses unheilvolle Geschenk dem Lande machte, und seine Nachfolger, gestatteten den Gebrauch der Coca nur den höheren Klassen; die spanischen Eroberer hoben aber diese Beschränkung auf. Sie bemächtigten sich der vorhandenen Pflanzungen, und ließen dieselben durch Indianer bebauen, von denen viele tausende, die aus den kälteren Strichen der Hochanden herabgetrieben waren in die wärmeren Gegenden, wo die Coca allein gedeiht, elend zu Grunde gingen. Wohlmeinende Männer drangen deshalb, und aus vielen anderen Gründen, welche sich aus dem Obengesagten von selbst ergeben, auf Ausrottung der Pflanzungen, und diese wurde durch königliche Befehle von Madrid aus angeordnet. Allein der Befehl wurde nicht beachtet, obwohl auch die Kirchenversammlung von Lima 1587 gleichfalls sich in ähnlichem Sinne aussprach. Der Gewinn war zu groß; die Provinzialregierung in Potosi, welche das Monopol hatte, zog davon zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts jährlich eine halbe Million Piaster, und einzelne Gutsbesitzer gewannen jährlich die Summe von zwanzigtausend Piastern.

So siegte der Eigennuß. Folge davon war die Verderbniß, geistige und körperliche, der Bewohner Perus, und die Entvölkerung dieses schönen Landes.

Ueber China und die Chinesen.

Das Reich der Blume der Mitte, welches wir China nennen, ist endlich dem großen Weltverkehr geöffnet und durch die Waffen eines europäischen Volkes, auf welches der Sohn des Himmels, das heißt der chinesische Kaiser, von seinem Drachenthron so stolz herabblidte, gezwungen worden, einem Systeme zu ent-

sagen, demgemäß er alle Fremden von seinem Lande möglichst fern zu halten gedachte. Seine Tigergarde und die plumpen Kriegsdonken vermochten nichts auszurichten gegen die überlegene Kriegskunst der europäischen eingeeübten Sipahis und die englischen Regimenter, oder gegen die „Höllenschiffe,“ wie man die Kriegsdampf-

boote in China nennt. Der Kaiser hat sich, nach vielfachem Drohen, nachdem er Erlasse voll bitterm Ingrimm gegen die „rothborstigen Barbaren“ geschleudert, und Statthalter und Feldherren abgesetzt, in die bittere Nothwendigkeit versezt gesehen, die Bedingungen anzunehmen, welche die Engländer ihm vorschrieben; er hat, was unerhört ist in der Geschichte China's, eine große Summe Geldes an die Feinde, als Entschädigung und Ersatz für die Kriegskosten auszahlen müssen, und nicht umhin gekonnt, statt des einen Hafens Kanton, welchen er früher dem europäischen Verkehre geöffnet hielt, noch vier andere dem Handel und Wandel mit den verhassten Barbaren frei zu geben, nämlich: Amoy, Fu-tschen-fu, Ning-po und Tsching-hai.

Der Friedensschluß zwischen China und England ist ein höchst wichtiges Ereigniß; er hat dem Absperkungssysteme des himmlischen Reiches ein Ende gemacht und wird den Europäern eine neue Welt aufthun. Und welch eine Welt! Das chinesische Reich war seither gewissermaßen ein Binnenland, wenn es auch im Süden und Osten vom Meere bespült wird; es umfaßt den ungeheuren Flächenraum von mehr als 250,000 Geviertmeilen, es wird von mindestens 170,000,000 Menschen bewohnt; es erstreckt sich durch sechs und siebenzig Längengrade, und reicht vom achtzehnten bis zum ein und fünfzigsten Grade nördlicher Breite. Davon kommen auf den Kern des Reiches, das eigentliche China, 70,000 Geviertmeilen mit nahe an 150 Millionen Bewohnern; die übrigen auf die dem Kaiser entweder unterworfenen oder zu ihm in einem Schutz- und Abhängigkeitsverhältnisse stehenden Länder, nämlich die Mongolei, das Land der Mandschu, Korea, die hohe Bucharei und Sifan, die Sungarei, Tibet, Butan und die Lutschu-Inseln. Die Menschenmenge in diesen Ländern bildet fast den fünften Theil der gesammten Erdbewohner, und schon aus dem einen Umstande mag man abnehmen, wie wichtig es für Europa ist, mit diesen bisher eine Welt für sich bildenden Gegenden in Berührung zu kommen. Der Thätigkeit jeglicher Art ist hier ein weiter Spielraum geöffnet, und die europäische Gesittung wird im Fortgange der Zeit auch in China sich ausbreiten, wie sie es seit etwa hundert Jahren in Hindustan zu thun schon begonnen hat.

Den Alten war das eigentliche China nicht näher bekannt; erst im Mittelalter trat es für die Europäer einigermaßen aus dem Dunkel hervor, seitdem einzelne Reisende sich bis in jene fernen Gegenden gewagt hatten. Schon früher waren Christen nach Ostasien vorgedrungen und hatten Gemeinden gebildet; mehrere folgten während der Mongolenstürme, von denen auch China er-

schütterte wurde, und der berühmte Venetianer Marco Polo erzählte seinen staunenden Landblenten von den Wundern jenes großen Reiches Dinge, welche, wie wir jetzt wissen, sich zum großen Theile auf Wahrheit gründen, die aber selbst jener Zeit, die doch leichtgläubig genug war, abentheuerlich erschienen. Drei Jahrhunderte später wählten christliche Sendboten China zum Felde ihrer Wirksamkeit, und machten dessen Bewohner mit manchen Zweigen der europäischen Wissenschaften, besonders mit der Sternkunde und der Mathematik überhaupt, näher bekannt. Manche von ihnen standen in Peking beim Kaiser in hohem Ansehen, wurden unter die Zahl der gelehrten Mandarinen aufgenommen, verfaßten Werke in chinesischer Sprache und durften ungehindert das Christenthum predigen. Wären die Missionäre nicht später untereinander selbst in Zwistigkeiten gerathen, und hätten einzelne von ihnen nicht den Kaiser erbittert, so würden sie nicht heftigen Verfolgungen ausgesetzt gewesen sein. Die Kaiser duldeten nicht, daß jene sich in politische Angelegenheiten mischten, und machten geltend, daß sie selbst zu Unterthanen christlicher Könige herabsinken würden, wenn alle ihre Unterthanen sich zum Christenthum bekehren ließen. Doch durften die Jesuiten, welche sich stets sehr vorsichtig benommen hatten, in Peking bleiben, aber nicht in ihrer Eigenschaft als Geistliche und Apostel einer fremden Lehre, sondern als „Gelehrte.“

Die europäischen Handelsmächte suchten schon vor zweihundert Jahren sich den chinesischen Markt zu öffnen. Die Holländer schickten im Jahre 1656 eine Gesandtschaft, und eils Jahre später eine zweite; doch erreichte keine ihren Zweck. Glücklicher waren die Russen. Die beiden Gesandtschaften Peters des Ersten wurden in den Jahren 1693 und 1720 zum chinesischen Kaiser abgefertigt; 1721 kam eine vom Papst, 1783 eine von den Portugiesen. Erst spät entschloß sich die englisch-ostindische Handelsgesellschaft einen ähnlichen Schritt zu thun, und zu versuchen, ob sie günstigere Resultate würde erzielen können, als seither die übrigen Europäer. Im Jahre 1792 ging Lord Macartney nach China ab. Er lernte das innere Land und Gegenden kennen, welche vorher noch kein Europäer betreten hatte. Die Engländer waren über Alles, was sie sahen, nicht weniger erstaunt, als einst Marco Polo. Besonders erregte ihre Aufmerksamkeit der große Kaiserkanal, welcher eine Wasserverbindung durch das ganze ungeheure Land vermittelt, und den man seiner Großartigkeit wegen mit Recht zu den Wundern der Welt zählt. Sie besuchten Jeho, die Sommerresidenz des Kaisers und sahen die große Mauer, ein zweites Wunderwerk, denn sie läuft

hunderte von Stunden lang ununterbrochen von der westlichen bis zur östlichen Gränze des eigentlichen China; über Berg und Thal, durch Ströme und Moräste, vier und zwanzig Fuß hoch und dreizehn Fuß breit. Alle hundert oder paar hundert Schritte erhebt sich auf ihr ein mit Kanonen besetzter Thurm; sie ist bestimmt, die Völker des Nordens vom Reiche der Mitte abzuhalten. Diesen Zweck hat sie freilich nicht erreicht, da China zweimal eine Beute ausländischer Eroberer wurde, der Mongolen und der Mandchu; und gegen Angriffe von der Seeseite her vermag sie ohnehin nicht zu schützen. Die Engländer fanden das Land überall blühend, sehr sorgfältig angebaut und stark bevölkert. Beim Kaiser erfreuten sie sich einer guten Aufnahme, entgingen durch ihre Standhaftigkeit und ihren Stolz manchen demüthigenden Feierlichkeiten, namentlich dem Ko-tu oder Niederknien, welchem sich einige Jahre nachher holländische Gesandte willig unterwarfen, ohne dadurch mehr anzurichten als Lord Macartney. Alle Anträge und Gesuche der Europäer, um Ausdehnung und Erleichterung des Handels lehnte der Kaiser stets mit großer Höflichkeit ab. Was aber auf friedlichem Wege nicht zu erreichen stand, das ist nun auf gewaltsame Weise erzwungen worden, dem Kaiser zum Trost, der nicht mächtig genug ist, die europäische „Gesittung“ von seinem Reiche fern zu halten.

Die chinesische Civilisation ist eine durchaus eigenenthümliche, sie hat keine fremden Bestandtheile, sie ist aus sich selbst herausgewachsen. Aber eben weil sie in keine Verührung und keine Reibung mit Fremdartigem kam, ist sie starr und verknöchert geworden, und weil das Formelwesen Alles beherrscht, auch keiner frischen Entwicklung fähig. Lesen und Schreiben kann auch der ärmste Chinese, und für den öffentlichen Unterricht wird von Seiten der Regierung außerordentlich viel gethan; sie unterhält Schulen, und der Kaiser selbst bekümmert sich angelegentlich um die Prüfungen. Aber dieser Unterricht ist entsehrlich einformig; er besteht für die ersten sechs oder sieben Jahren in Auswendiglernen von Büchern, die erst nach Ablauf dieser langen Zeit erklärt werden, was wieder eine ebenso lange Reihe von Jahren dauert. Und was für Mühe und Zeit kostet das Schreiblernen, da die chinesische Sprache bekanntlich kein Alphabet hat! Kein Wunder, daß unter solchen Umständen das Bambusrohr in den Schulen eine große Rolle spielt! Jede Sylbe hat ein eigenes Zeichen, und diese werden zu zweien oder dreien zu Wörtern verbunden. Der Wurzelwörter giebt es wenig über dreihundert, aber jedes solcher einsylbigen Wörter hat bis zu einem halben Hundert Bedeutungen, wie denn auch ein

Ton in mehreren Zeichen dargestellt wird. So zum Beispiel bedeutet das Wort Tschun, je nachdem man es betont: Herr, Schwein, Küche, Säule, freimüthig, vorbereiten, altes Weib, Sklav, Gefangener; die Sylbe pe, kurz ausgesprochen, in verschiedener Betonung: Norden, weiß, Cypresse, hundert, ic. Die Schrift war ursprünglich Bilderschrift wurde allmählig Sylbenbezeichnung, und stellt nun eben sowohl mit jedem Zeichen einen Begriff dar, als sie solche in mehreren Zeichen zusammen abbildet.

Nach europäischen Begriffen ist in dem ganzen Wesen Sein und Treiben der Chinesen Verstand und Unverstand, Zweckmäßiges und Thöriges, auf eine wunderfame Weise durcheinander gemischt. So auch in dem Volkscharakter, der hier einformiger ist, als bei jedem andern Volke, weil der Einzelne seine Eigenthümlichkeiten nicht frei entwickeln kann, sondern nur in vorgeschriebener Regel, nach festgestelltem Muster. Der Chinese ist vor allen Dingen fleißig, gewerbsam, höflich, er liebt Wissenschaften und Künste oder hegt wenigstens Achtung vor ihnen; er ist gehorsam und ehrt die väterliche Gewalt. Dagegen ist er aber auch unmäßig im Genuße und höchst ausschweifend, schmutzig, krämerhaft, betrügerisch, hinterlistig, bestechlich, und so unbarmherzig, daß zum Beispiel Kindermord eine ganz gewöhnliche Sache ist, und die Polizei überall angewiesen ist, früh morgens die ermordeten Kinder, welche Nachts auf die Gassen geworfen sind, wegzunehmen, und einzuscharren oder ins Wasser zu werfen.

Die Regierung Chinas ist, so große Machtbefugnisse auch dem Kaiser zustehen, keineswegs despotisch. Mehreren Klassen obrigkeitlicher Personen steht ein Repräsentationsrecht zu, und der Herrscher ist verpflichtet, seine Minister nach herkömmlichen, festbestimmten Regeln aus dem Gelehrtenstande zu wählen. Einen Adel gibt es nicht, sondern eine Gelehrtenaristokratie, welche sich aus allen Leuten ergänzt, die ihre vorschristsmäßigen Prüfungen bestanden haben. Alle Bewohner Chinas werden staatsrechtlich als eine große Familie betrachtet, und der Kaiser, der Sohn des Himmels, gilt für den Patriarchen derselben. Erbliche Titel sind nur für die Prinzen der kaiserlichen Familien vorhanden, und für die Abkömmlinge des Confucius und einiger anderen chinesischen Weisen; allein es ist gebräuchlich, daß der Kaiser, wenn er verdiente Leute ehren will, die Vorfahren derselben, also rückwärts, in den Adelstand erhebt; demnach findet gerade das Gegentheil der europäischen Adelsnennungen statt. Des Kaisers Krone ist erblich, aber das Erstgeburtsrecht nicht streng angenommen. Seit zweihundert Jahren herrscht die Dynastie

der Mandſchu, welche China eroberte. Sie iſt bei den Chineſen nicht beliebt, im Lande ſind daher eine große Anzahl von politiſchen Geheimbänden vorhanden, gegen welche die Mandſchu ſehr auf ihrer Hut ſein müſſen. Nach chineſiſchen Begriffen erkennt jedes Land, welches eine Gefandſchaft an den Kaiſer ſchickt, dieſen als ſeinen Oberherrn an. Die innere Verwaltung iſt ſehr geregelt, und das Beamtenſyſtem in China mehr ausgebildet, als in irgend einem andern Lande der Welt. Zu allen Staatsämtern ernennt der Kaiſer die Beamten nach einer dreifachen Liſte, welche ihm von ſeinen Räten vorgelegt wird. In Peking erſcheint eine offizielle Staatszeitung, aus welcher die Provinzialblätter Auszüge geben. Erläßt der Kaiſer ein Geſetz, das vorausſichtlich von ſeinen Unterthanen nicht günſtig aufgenommen wird, ſo gibt er in der Staatszeitung ausführlich an, was ihn zur Veröffentlichung deſſelben bewogen hat. Der Sohn des Himmels glaubt ſich für alles Unglück, welches ſein Land heimsucht, z. B. für Seuchen, Ueberſchwemmung, Hungernoth und dergleichen verantwortlich; er klagt ſich dann öffentlich an, daß er die ihm obliegenden Pflichten nicht gehörig erfüllt habe, legt ſich ſelbſt Bußen auf, und verſpricht für die Zukunft getreuerer Pflichterfüllung.

Die Offizierſtellen im chineſiſchen Heere werden, gleich den Civilämtern von Mandarinen bekleidet, doch haben dieſelben keinen ſo hohen Rang wie die bürgerlichen Beamten. Dieſer letzteren gibt es etwa vierzehn, der erſteren an zwanzigtauſend. Die Kriegsmacht beläuft ſich, der ſicherſten Annahme zufolge, auf etwa 750,000 Mann, wozu noch die unregelmäßige Reiterei aus den mongoliſchen Landeſtheilen kommt, deren Zahl ſich nicht genau angeben läßt. Den Kern des Heeres bilden die Mandſchu, etwa 70,000 Mann, welche als Eroberer des Landes ſich große Vorrechte geſichert haben. Das Heer bildet drei große Abtheilungen; nämlich die der acht Fahnen, (gelbe eingefäſte, gelbe ſchlichte, weiße, rothe, weiße eingefäſte, rothe eingefäſte, blaue, blaue eingefäſte,) die der grünen Fahne, und die unregelmäßigen Truppen. Die beiden erſteren beſtehen zuſammen aus etwa 200,000 Mann, den eben angeführten Mandſchu, etwa 20,000 Mongolen und den Nachkommen derjenigen Chineſen, welche mit den Mandſchu zur Zeit der Eroberung gemeinſchaftliche Sache machten. Nur dieſe 200,000 Mann werden eigentlich im Felde gebraucht; die unregelmäßigen Truppen liegen in Kantonnirungen und werden von jenen verachtet, weil ſie nicht excluſiv Soldaten ſind, und auch bürgerliche Gewerbe treiben. Sie ſind beinahe alle verheirathet; die Mandſchu und die ihnen

gleichgeſtellten, rekrutiren ſich aus ſich ſelbſt, da jedes männliche Kind gleich nach der Geburt in die Heeresliſten eingeſchrieben wird; ſie ziehen eine karge Beſoldung und haben keine gleichförmige Kleidung. Dagegen pußen einige Abtheilungen ſich in ihrer Weiſe ſtattlich heraus, namentlich die kaiſerliche Tigergarde. Jeder Soldat erhält ein Stück Landes, das er zu bebauen hat.

Den Mandſchu iſt daran gelegen, daß der kriegeriſche Geiſt unter den von ihnen unterjochten Chineſen nicht ankomme, weil dieſe leicht einmal die Waffen gegen ihre Eroberer kehren könnten; daher ſind ſie dem Feinde gegenüber ſchwach, und zehntauſend europäiſch-eingeübte Truppen reichen hin, hunderttauſend Chineſen auf's Haupt zu ſchlagen. Die Bewaffnung iſt mangelhaft, das Geſchütz mit dem europäiſchen gar nicht zu vergleichen, nur die mandſchuriſche und mongoliſche Reiterei könnte in freiem Felde, bei ſehr überlegener Zahl einige Hoffnung haben, europäiſchen Truppen eine Zeitlang Widerſtand zu leiſten.

Die Krieger ſind mit allerlei unnützem Sad und Paß überladen, wie unſere Abbildung eines mandſchuriſchen Bogenschützen zeigt, der einem leichten europäiſchen Jäger gegenüber von vorne herein im Nachtheil ſich befindet. An ihren Schießgewehren haben ſie häufig noch nicht einmal den Flintenſtein mit Schloß als Verbeſſerung angebracht, geſchweige denn die Perkuffion; ſie bedienen ſich meiſt noch der Luntengewehre; indessen erhielten ſie in den letzten Jahren von den Amerikanern



riſchen Bogenschützen zeigt, der einem leichten europäiſchen Jäger gegenüber von vorne herein im Nachtheil ſich befindet. An ihren Schießgewehren haben ſie häufig noch nicht einmal den Flintenſtein mit Schloß als Verbeſſerung angebracht, geſchweige denn die Perkuffion; ſie bedienen ſich meiſt noch der Luntengewehre; indessen erhielten ſie in den letzten Jahren von den Amerikanern

und Franzosen viele neue europäische Waffen. Ihre Säbel sind dauerhaft und zugleich zierlich gearbeitet.



Der Unterhalt der gesammten Armee kostet den Kaiser jährlich etwa 300 Millionen Gulden. Es gibt im Lande viele Festungen; wie wenig aber diese zu bedeuten haben, hat sich in dem Kriege mit den Engländern gezeigt. Von eben so geringem Belange sind die Kriegsschiffen.

Die chinesischen Gesetze passen für Land und Leute und sind im Grunde nur Polizeireglements, die sich auf die Wirksamkeit des gefürchteten Bambusrohr stützen. Aber eins ist hier zu loben, die große Klarheit und Einfachheit aller Befehle, welche Regierung und Behörden erlassen, sie sind so deutlich, daß auch der Geringste und Ungebildetste sie verstehen kann.

Künste und Wissenschaften werden bei den Chinesen geschätzt und geachtet, weil ja jede Auszeichnung auf geistiger Befähigung oder vielmehr auf einer, in Prüfungen bewährten Gelehrsamkeit beruht. Doch sind auch sie verknöchert, gehen aus einem gewissen Kreise nicht heraus, und lassen freier Phantasie und genialem Schaffen keinen Spielraum. Uebrigens war den Chinesen die Kunst Bücher zu drucken lange vor den Europäern bekannt, aber sie schnitten, was sie drucken wollten, auf hölzerne Platten, die eben nur für ein Wort zu gebrauchen waren; bewegliche Lettern kannten sie nicht. Sie haben auch schon in sehr früher Zeit das Schießpulver erfunden, allein ihr Kriegswesen ist dennoch in der Kindheit geblieben; sie waren bekannt mit den Wirkungen der Magnetnadel, aber ihre Schiffahrt ist bis auf den heutigen Tag nur unvollkommen und Küstenschiffahrt. Ihre Erdkunde beschränkte sich auf das was sie vom eigenen Reiche und den nächsten Umgebungen wußten; nie haben sie Entdeckungsexpeditionen unternommen; ihre Zeitrechnung war mangelhaft, und in der Sternkunde brachten sie es bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, trotz der Anleitung welche die Missionäre ihnen gaben, nicht einmal so weit, daß sie ohne diese einen richtigen Kalender hätten entwerfen können. Ihre Naturforschung und Arzneikunde ist auch heute noch in der Kindheit; nach wie vor theilen sie den Menschen in eine rechte und eine linke Hälfte, oder, wenn es hoch

kommt in drei Theile, nämlich in Kopf, Brust und Unterleib. Den Puls untersuchen ihre sogenannte Aerzte oft bloß durch eine lange Schnur, welche an der Hand des Kranken befestigt wird. Auf eine Art von Pockenimpfung verstehen sie sich übrigens schon seit vielen Jahrhunderten. Am meisten ausgebildet ist ihre philosophische Literatur, welche treffliche moralische Bücher geliefert hat; sie besitzen auch eine Menge von encyclopädischen Büchern, die wir Conversationslexika nennen würden, haben viele und zum Theil in ihrer Weise treffliche Gedichte, drucken ihre Bücher sauber und richten sie bequem ein.

Eine eigentliche Staatsreligion hat China nicht; der Staat als solcher billigt drei verschiedene Religionen, deren Bekenner völlig gleiche Rechte haben. Die meisten reichen und gelehrten Leute sind Anhänger der Lehre des Kong-fu-tse oder Confucius, welche eigentlich mehr Philosophie als Religion genannt werden kann. Ihre Grundzüge sind Glaube an die Ewigkeit der Welt, Gleichgültigkeit gegen ein Jenseits, Streben nach Selbsterkenntnis und Vollkommenheit durch Tugend. Außerlich werden Himmel, Erdgeister, die Seelen der Vorfahrer etc. verehrt. Bilder und Priester hat dieser Kultus nicht, seine Bekenner aber nehmen keinen Anstand die Gebräuche und Feierlichkeiten der beiden anderen im Lande gültigen Religionen zu beobachten. Die Tao-Lehre ist die uralte Volksreligion; sie lehrt die Geister als besondere Wesen auch in Bildern anzubeten, und ist, obwohl sie „die Lehre der Vernunft“ heißt, völlig in einen sehr handgreiflichen Götzendienst ausgeartet. Sie hat ekelose und verehrliche Priester, die sich viel mit Sterndeutung, Beschwörung, Geldmachen und Verfertigung von Unsterblichkeitstränken und mit Zauberei abgeben, um gute Geister herbeizulocken und böse zu vertreiben; auch bringen sie den Göttern häufige Opfer, und dieser Götter sind so viele als „Sand im Strome Hoang-ho.“

Die große Mehrzahl der Chinesen hängt der Lehre des Fo oder dem Buddhismus an, wie derselbe sich im Lande gestaltet hat, wohin er einige hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung aus Indien kam. Er ist hier mit chinesischen und mandchurischen Religionsansichten durchmischt und die Zahl seiner Priester und Mönche soll sich auf einige Millionen belaufen. In der Provinz Honan gibt es Juden schon seit fünfzehnhundert Jahren; mehrere Millionen Mohammedaner leben im Westen, Christen in den Handelsstädten; es sind der letzteren gegenwärtig aber kaum sechszig tausend. Doch haben in der jüngsten Zeit die Missionäre ihre Thätigkeit verdoppelt, und den hohen Mandarinen, ja dem

Kaiser selbst, neue Testamente in chinesischer Sprache übersetzt.

In vielen mechanischen Fertigkeiten, im Ackerbau und den Gewerben überhaupt, waren die Chinesen von jeher ausgezeichnet, und erst in den letzten Jahrhunderten können sich die europäischen Völker in dieser Hinsicht mit ihnen messen. Am geachtetsten war im himmlischen Reiche zu jeder Zeit der Ackerbau; die Landbauer nehmen nämlich den zweiten Rang ein, die Gelehrten den ersten, die Handwerker den dritten und die Kaufleute den vierten und letzten. Dem Ackerbau zu Ehren wird alljährlich ein Fest gefeiert, an welchem der Kaiser persönlich Theil nimmt. Der Ursprung dieser Feierlichkeit verliert sich im Dunkel der Zeiten; sie reicht über zweitausend Jahre hinauf. Das Ackerbaufest findet immer am vier und zwanzigsten Tage des zweiten Monats statt, der mit unserm Februar zusammenfällt. Der Herrscher bereitet sich durch dreitägiges Fasten vor, und begibt sich dann, von den Prinzen, den höchsten Reichskollegien, vierzig jungen und vierzig bejahrten Bauern begleitet auf das Feld, wo er zuerst der höchsten Gottheit einige Feldfrüchte zum Opfer darbringt. Dann ergreift er einen Pflug, zieht eine lange Furche, und die übrigen Anwesenden thun nach ihm dasselbe. Nachher säet er, und auch hierin folgen die Begleiter seinem Beispiele. Dasselbe Ackerbaufest wird an demselben Tage in den Hauptstädten der einzelnen Provinzen gefeiert, wo die Vicelönige den Kaiser vertreten. Der Statthalter, mit Blumen geschmückt, hält einen Umzug, und eine zahlreiche Menschenmenge begleitet ihn. Man erblickt viele hunderte von Fahnen, die mit Sinnbildern des Ackerbaues und den Bildnissen verdienter Landwirthe geziert sind. Die Straßen werden mit bunten Laternen und Siegesbögen geschmückt. Vierzig Männer ziehen eine aus einer porzellanartigen Masse verfertigte Kuh von riesenhafter Gestalt umher, und hinter derselben geht ein Knabe einher, welcher den Genius des Fleißes und der Betriebsamkeit vorstellt. Nach beendigtem Umzuge wird diese Kuh in Stücke geschlagen, aus dem Bauche fallen viele ganz kleine, gleichfalls aus Porzellanmasse verfertigte Kühe heraus, und diese werden unter das Volk vertheilt. Große Güter gibt es übrigens in China nicht, und die Viehzucht befindet sich deshalb in einem sehr mangelhaften Zustande; der Boden ist in eine unzählbare Menge von sehr kleinen Theilen zerstückelt, die höchstens einige Morgen Flächenraum einnehmen, und meist durch Gräben oder schmale Raine von einander getrennt sind. Dieses Stück Landes bebauet der Inhaber mit seinen eigenen Händen, oder er spannt sein Weib und seine Kinder vor den Pflug zugleich

mit einem Esel. Der Ertrag eines solchen Gutes reicht natürlich nicht hin, Rindvieh zu ernähren, sondern höchstens ein Schwein; daher wird auch viel Sorgfalt auf die Schweinzucht verwandt. Schafe aber sind so selten, daß Schöpsenfleisch nur auf den Tafeln der Großen erscheint. Auf den Dünger wendet der Chinese eine unglaubliche Aufmerksamkeit, er läßt in diesem Betracht nichts unkommen; er hält sein Feld von allem Unkraut rein; ist ein Meister in der sogenannten Terrassenkultur, bauet auch die steilsten Berge an und versteht sich trefflich auf die Bewässerung durch Eimer, Räder, Sprüzen und Pumpen. Doch wird der Ackerbau nicht so rationell und nach höheren Grundsätzen wie in Europa betrieben, und steht daher hinter dem unsrigen weit zurück. Selbst der Pflug ist noch sehr mangelhaft. Daß die Ackerbauerzeugnisse und die Bewirtschaftung in einem so ungeheuern Lande nach der Lage und dem Klima der einzelnen Theile verschieden sind, versteht sich natürlich von selbst. Während im Norden von Getreidearten vorzugsweise nur Hirse gebaut wird, hat in den übrigen Provinzen der Anbau des Reis die größte Ausdehnung gewonnen; dieser ist das Hauptnahrungsmittel des Chinesen, neben dem Schweinefleisch; sehr verbreitet ist auch der Waizen, ebenso sind es die Hülsenfrüchte, besonders Bohnen, Kohn, Zwiebeln, Knoblauch und andere eßbare Stauden und Wurzel- und Knollengewächse. Aber trotz des sorgfamen Anbaues entsteht manchmal, in Jahren des Mißwachses, Hungersnoth, die um so furchtbarer wird, weil keine Zufuhr vom Auslande her dieselbe mildert, und die kaiserlichen Vorrathsspeicher, so gefüllt sie auch sein mögen, von der ungeheuern Menschenmenge doch bald geleert sind.

Sehr großen Fleiß verwendet der Chinese auf die Seidenzucht. Die im Lande erzeugte Baumwolle reicht zur Befriedigung des Bedarfs nicht hin, weshalb Zufuhr aus Indien nöthig ist; die Farbstoffe welcher man sich bedient, werden fast durchgängig aus ganz anderen Pflanzen als in Europa oder im westlichen Asien gezogen. Daß China die Heimath des Thees ist, und viel Kampfer in den Handel liefert, brauchen wir kaum zu erwähnen. Große Sorgfalt wird auch auf den Anbau des Tabacks und besonders auf das Bambusrohr verwandt, das den Chinesen durchaus unentbehrlich ist. Sie verfertigen daraus Kähne und Barken, machen aus demselben sogar Tau und Takelwerk, sie verwenden es bei Maschinen und Wasserleitungen, zu Hausgeräthschaften der mannigfachsten Art, und essen die zarten Knospen und jungen Blüthen wie wir den Spargel. Und außerdem ist ja das Bambusrohr eine Hauptstütze zum

Aufrechterhalten der guten Ordnung im himmlischen Reiche, von einem Ende desselben bis zum andern.

Wir haben schon bemerkt, daß die Chinesen ein sehr gewerbsleißiges Volk sind. Sie verfertigen manche Waaren, welche von den Europäern noch nicht in gleicher Güte geliefert werden können. Ihre Gewebe sind gehaltvoll und dauerhaft, ihre Seidenzeuge namentlich ganz ausgezeichnet; namentlich aber hat ihre Industrie in sogenannten kleinen Waaren und Tand, besonders aber in allen Gegenständen, die das Leben behaglicher und bequemer machen, einen hohen Grad der Ausbildung erreicht. Aus dem Bambus z. B. wissen sie tausend verschiedene nützliche oder niedliche Sachen zu arbeiten, ihr Porzellan hat noch immer großen Ruf; ihre Lacke und Firnisse werden immer bewundert; die Geschirre und Hausgeräthe haben neben einfacher und geschmackvoller Form große Dauerhaftigkeit. Sie sind ausgezeichnet in der Stickerie, in der Färberei und der Bearbeitung von Elfenbein und Ebenholz, ihre Drahtarbeiten sind schön, ihre künstlichen Blumen noch nirgends übertroffen; das Tapetenpapier ist eine chinesische Erfindung. Muster, welche ihnen von Europäern vorgelegt werden, ahmen sie mit der größten Genauigkeit nach; ihr Schreibpapier ist vortrefflich, ebenso sind es ihre eingelegeten Arbeiten.

Ein gewerbsames Volk ist von selbst auf den Handel hingewiesen, und die Chinesen sind Kaufleute und Krämer durch und durch; und in Bezug auf die Mittel, durch welche Reichthümer erworben werden, sind sie keineswegs übertrieben bedenklich. Das Volk sieht jede Erweiterung des Verkehrs mit dem Auslande nicht ungern, allein die mißtranische Politik der Regierung suchte stets die Europäer abzuhalten; wie das auch andere despotische Herrscher in Asien gethan haben, ohne freilich ihren Zweck ganz zu erreichen, weil es unnatürlich ist, daß ein Volk sich ganz von der übrigen Welt absondert.

Ueber die Sitten und Gebräuche der Chinesen, welche von den europäischen so völlig abweichen, sind Bücher in Menge geschrieben worden, und wir kennen das ganze Leben dieses Volkes seit langer Zeit schon sehr genau. So interessant dieser Gegenstand aber auch ist, so gebietet uns doch der Raum, uns auf die Andeutung einiger wenigen Gegenstände zu beschränken.

Die Chinesen gehören dem sogenannten mongolischen Menschenstamme an; sie sind aber im Durchschnitte keineswegs so häßlich, wie sie uns auf Bildern und ihren Porzellan gemälden erscheinen. Doch ist das Gesicht

im Allgemeinen platt und breit, und das Kinn spitzig, so daß der Kopf einen umgekehrten Keil bildet, die Backenknochen ragen weit vor, die Augen sind klein, liegen schräg und weit von einander nach der Nase zu, die kurz, und oben zwischen den Augen ganz platt ist. Die Ohren sind groß und breit, das Haar schwarz.

Der gesellige Verkehr, den die Chinesen unter einander haben, ist nicht so frei und ungehindert wie bei uns, sondern vorzugeweise auf den Umgang zwischen Mitgliedern derselben Verwandtschaft beschränkt. Innungen, Zünfte, Körperschaften, welche Gewerbsgenossen miteinander in nähere Verührung bringen könnten, fehlen dem Lande ganz. Große Gesellschaften zur Erreichung eines gemeinsamen wissenschaftlichen, pekuniären oder merkantilen Zweckes mangeln gleichfalls, und politische Parteien sind auch nicht vorhanden, sondern nur geheime Gesellschaften, welche das Gesetz ächtet. Also ist der Chineser vorzugeweise auf sein Haus beschränkt, in welchem er es sich so behaglich macht, als nur immer angeht. Modewechsel kennt man in China nicht; man hält an der alten Kleidung fest. Ein Hemd von Seide oder Baumwolle, Unterwesten ohne Aermel, ein engerer Rock, der bis auf die Füße fällt, ein weites Oberkleid, mit oben weiten, an den Fingern verengten Aermeln, aus Seide, Tuch oder Baumwollenzeug von schwarzer, blauer oder veilchenblauer Farbe, tragen die Männer seit langer Zeit, und nach wie vor wird der Kopf geschoren, bis auf den Scheitelzopf, der lang hinabhängt. In einem herabhängenden Gürtel trägt der Chineser Uhr, Messer, Schreibzeug, Tabacksbeutel, Fächer, Papier, den Beutel mit Arefanuß, und auf dem Haupte seinen trichterförmigen Hut mit den Glasknöpfen, welche seinen Rang bezeichnen, wenn er ein Mandarin ist. In der einen Hand hält er dann die Tabackspfeife, in der andern einen Schirm. Die Frauen und Mädchen nehmen eine sehr untergeordnete Stellung ein, und werden von den Männern hart und streng behandelt; nur die Mutter hat großen Einfluß. Sie verwenden viele Zeit auf Ankleiden und Pugen. Manche ihrer Begriffe von Anmuth und Liebreiz kommen uns freilich etwas wunderlich vor. Eine schlanke, sehr dünne Gestalt wird für besonders schön gehalten; die Männer suchen einen gehörigen Körperrumfang zu erzielen, um die Würde ihres Auftretens zu erhöhen. Die größte Mühe geben sich die Mädchen, ihren Fuß unnatürlich klein zu erhalten, und zu diesem Zwecke wird derselbe im Wachsthum aufgehalten. Bald nach der Geburt werden nämlich alle Zehen, mit Ausnahme der großen, so zusammengedrückt, daß sie unter der Sohle liegen. Ist nun das Mädchen erwachsen, so



erscheint der vorderste Theil des Fußes wie amputirt, während das übrige zu einer unförmlichen Masse aufgeschwellt worden ist. Die Mütter lassen sich keine Mühe verdrießen, um ihren Töchtern die Füße recht zusammen zu quetschen, und jeden Versuch der Kinder, sich der schrecklichen Qual zu entledigen, unmöglich zu machen. Wenn freilich die Mädchen soweit herangewachsen sind, daß sie begreifen, wie hochwichtig dieser Gegenstand für ihre Zukunft ist, und wie sehr die Männer eine solche Zierde schätzen, so unterwerfen sie sich willig diesem Martyrthum. Die so entstellten Füße, welche mit sauber ausgearbeiteten Schuhen geziert werden, heißen die „goldenen Lilien,“ und wenn ein Mädchen mit seiner „Schönheit“ kokettiren will, so zeigt es gewiß zuerst seinen zerquetschten Fuß, indem es wohl weiß, daß ein chinesischer Jüngling diesem Liebreize unmöglich widerstehen kann. Obnehin ist an dieser Verstümmelung gleich zu erkennen, daß die Inhaberin derselben einen hohen Rang hat; denn die arbeitenden Klassen haben diesen sonderbaren Gebrauch nicht angenommen. Er hindert übrigens die Frauen keineswegs am Umhergehen, aber sie wanken und schwanken natürlich, und man hat wohl nicht mit Unrecht ihren Gang mit dem Watscheln einer türkischen Ente verglichen. Uebrigens muß eine rechte Schöne auch ihr Gesicht schminken.

Zum Allgemeinen lebt, wie schon bemerkt, der Chinese eingezogen und häuslich, bei einzelnen festlichen Gelegenheiten wird aber der höchstmögliche Glanz entfaltet, so zum Beispiel am Neujahr, bei dem bekannten Laternenfeste, bei Hochzeiten und an Geburtstagen. Dabei spielen die Gastereien eine Hauptrolle, wie denn der Chinese überhaupt zugleich Vieleser und Feinschmecker ist. Seine gewöhnliche Begrüßungsformel lautet nicht etwa: „Wie befindest Du Dich und wie geht es Dir?“ sondern: „Hast Du gegessen oder nicht?“ Denn Essen ist sein höchstes Gut auf dieser Welt. Nichts ärgert den Chinesen, vom Höchsten bis zum Geringsten, so sehr, als wenn ihn Jemand bei Tische stört. Bei den Gastmählern wird das Fleisch nicht in ganzen Stücken, sondern gleich zerschnitten und in vielen klei-

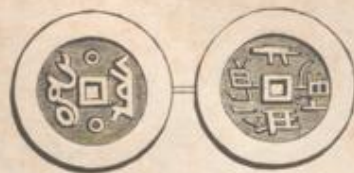
nen Schüsseln aufgetragen, welche man symmetrisch übereinander auf einen kleinen Tisch stellt, den jeder Gast vor sich hat, und der so bequem eingerichtet ist, daß man von allen Gerichten nehmen kann ohne aufstehen zu müssen. Das lästige Fragen, Vorschneiden, Vorlegen und Herumreichen der Speisen fällt also weg, da schon Alles vorher in mundgerechte Bissen getheilt worden ist, sogar das Obst. Der Chinese bedient sich beim Essen nicht, gleich uns, der Löffel, Messer und Gabeln, auch nicht, wie die übrigen Morgenländer der Finger, sondern zweier Holz- oder Elfenbeinstäbchen, welche hier, nebst einer Schüssel, in der Reis aufgetragen wird, ab-



gebildet sind. Er weiß sich derselben so geschickt zu bedienen, daß nichts neben her fällt; aber freilich bringen diese Ersatzmittel der Messer und Gabeln einen Europäer, der zu Gaste geladen wird, und mit ihnen umzugehen noch nicht gelernt hat, zur Verzweiflung. Dann erbarmt sich meistens der Wirth des Unbeholfenen und stopft ihm höflich Fleisch und Reis oder andere Speisen mit seinen Stäben in den Mund! Bei jeder passenden Gelegenheit wird ein Schmaus veranstaltet, bei dem es entseßlich ceremoniös hergeht. Drei Einladungen sind unumgänglich nothwendig, und zwar eine am Tage vorher, eine zweite am Vormittage und eine dritte kurz vor Eintritt der Speisestunde. Jeder nimmt, wie auf Befehl, die Stäbe zur Hand, führt einen Bissen zum Munde, und legt sie eben so wieder hin, da bei jedem einzelnen Bissen der gegessen, bei jedem Schlucke der getrunken wird, ein dazu bestellter Mann das Zeichen gibt. Das Mahl dauert etwa vier Stunden. Was der Gast von den ihm vorgelegten Schüsseln nicht verzehrt, schickt man ihm ins Haus nach, und am andern Tage bedankt er sich dann in einem an Komplimenten überreichen Briefchen. Unter die größten Delikatessen rechnet der Chinese Dinge, denen kein Europäer Geschmack abzugewinnen vermag, zum Beispiel die Suppe aus eßbaren Vogelneestern, welche fade schmeckt, aber sehr aufregend wirkt. Die Trepangs oder Seewalzen, welche in großer Menge von den malayischen Inseln

kommen, und etwa wie Kaviar genossen werden, sodann besonders Haifischflossen. Freilich kommen solche Leckerbissen nur auf die Tafeln der Reichen; die armen Leute haben nur selten und wenig Fleisch zu essen; sie verzehren auch Hunde und Katzen.

Daß in einem so großen Reiche besonders der Binnenhandel von Bedeutung sein müsse, leuchtet von selbst ein; er besteht hauptsächlich in dem gegenseitigen Austausch der Boden- und Gewerbszeugnisse der einzelnen Provinzen untereinander. Der auswärtige Landhandel mit Europa geht besonders über Sibirien nach Rußland, wo er auf den Gränzort Kiacht, welchem innerhalb der chinesischen Gränze Maimatschin gegenüber liegt, beschränkt ist. Für den Seehandel war bisher den Europäern und Amerikanern nur der Hafen von Kanton eröffnet, wo der Verkehr von Seiten der Chinesen durch achtzehn privilegierte Kaufleute, die sogenannten Hong (das Wort bedeutet Waarenlager) besorgt wurde; sie waren die verpflichteten Zwischenhändler bei allen Handelsgeschäften. Die Europäer holen aus China Thee, Nankingzeuge, Porzellan, Rhabarber, Ingwer, Quecksilber, Borax, Zink, Seide, Schawls, Perlemutter und chinesische Fabrikate; sie führen ein: wollene Tücher, rohe Baumwolle, Pelzwerk, Gold- und Silberdraht, Glitterwaaren, böhmisches Glas, Blei, Korallen, berliner Blau, Uhren (auch schwarzwälder), Wein, Haifischflossen, eßbare Vogelnester und manche tropischen Produkte, zum Beispiel Pfeffer. Der Chinese ist schlau, er betrügt, wo er kann, und höheres Ehrgefühl hat er nicht; Schimpfworte läßt er ruhig über sich ergehen. Daher ist im Verkehr mit ihm große Vorsicht nöthig. Kleinräuber zum Beispiel haben keinen Anstand genommen, statt fetter Enten und guter Schinken dergleichen Sachen zu verkaufen, die auswendig sehr gut schienen; als man sie aber aufschnitt, ergab sich, daß der Inhalt aus Erde und Sägespänen bestand. Münzen von Gold und Silber haben die Chinesen nicht, das erstere kommt im Verkehr niemals vor, das letztere gibt man in Stücken aus, welche in kleinen Wagschalen abgewogen werden, die der Handelsmann stets bei sich führt. Ist ein Stück mehr werth, als die Summe beträgt, welche gezahlt werden soll, so wird ein verhältnismäßiger Theil abgeschnitten. Die Rechnungen führt man nach Unzen Silber oder sogenannten Taëls. Die einzige wirkliche Münze hat nur einen geringen Werth, da sie aus einer Mischung von sechs Theilen Kupfer und vier Theilen Blei besteht. Sie ist rund; die einzelnen Stücke werden auf eine Schnur gezogen, welche mit mehreren Knoten versehen ist, so daß jedesmal hundert Stück den Zwischenraum einnehmen. Sechshundert solcher, in der Mitte durchbohrten, Stücke haben den Werth



von etwa vier Gulden rheinisch. Das Gepräge befindet sich nur auf einer Seite und besteht in pomphaften Titeln des Kaisers. Hier wollen wir bemerken, daß schon vor länger als sechshundert Jahren die Chinesen Papiergeld hatten, welches mit dem kaiserlichen Siegel gestempelt war.

Hier wollen wir Einiges über das Opium bemerken, und unsere Ansicht über den Krieg der Engländer mit dem himmlischen Reiche nicht zurückhalten. Das Opium ist bekanntlich der gummiartige oder harzige, verdickte Saft, welcher durch Einschnitte in eine Mohnart gewonnen wird, die in mehreren Gegenden Ostens, z. B. in der Levante, besonders aber in Indien, namentlich in Bengalen, wächst. Es wird zu einer Art von Kuchen geformt, die mit Taback- oder Mohnblättern umwickelt werden und Kistenweis in den Handel kommen. Es hat einen widerlichen Geruch und ekelregenden Geschmack und ist sehr brennbar. Dieses Opium wird nun von den Chinesen gereinigt, und zu Körnern verarbeitet.

Die Chinesen kauen das Opium nicht, wie die Türken zu thun pflegen, sondern rauchen es in eigens dazu bestimmten Pfeifen, indem sie eine Anzahl Körner desselben mit Taback vermischen; dann berauscht es, und bringt ähnliche Wirkungen hervor, wie der Genuß der Coca in Peru.

Wir sehen hier einen solchen Opiumraucher.



Der Rauchende geräth nach und nach in einen Zustand der angenehmsten Betäubung, wobei ihm alle irdischen Phantasiebilder vorschweben. Allmählig aber verliert er die Besinnung gänzlich, und es bedarf einer

geraumen Zeit, bis er wieder zum Bewußtsein gelangt. Die Chinesen lieben diesen Genuß leidenschaftlich, allein die Regierung hat denselben mit schweren Strafen belegt. Ein überwiesener Opiumraucher oder ein Schleichhändler, welcher dieses Gift eingeschwärzt hat, wird mit einigen hundert Bambushieben bestraft, er muß bedeutende Geldsummen erlegen, und zwei oder drei Monate lang die Ganga oder den



Halbblock tragen, der von Holz und vierzig bis fünfzig Pfund schwer ist. Der Verbrecher darf denselben nicht ablegen, er muß mit der Bürde gehen und stehen, sitzen oder schlafen, und sich von seinen Verwandten füttern lassen, da er selbst mit den Händen nicht zum Munde reichen kann. Auch muß er gewöhnlich noch eine Kette hinter sich her schleifen. Seinen Freunden bleibt es übrigens unbenommen, ihm die Last dadurch zu erleichtern, daß sie den Block auf ihre Schultern nehmen.

Aber dieser und anderer schweren Strafen ungeachtet hat der Opiumgenuß im Laufe der letzten zwanzig Jahre in wahrhaft erschreckender Weise zugenommen, seitdem die Engländer fanden, daß der Handel mit dieser Waare ihnen sehr bedeutende Summen einbrachte. Sie munterten daher, trotz der kaiserlichen Verbote denselben auf. In Bengalen ist der Anbau des Opiummohnes ein Monopol der Regierung, und etwa in derselben Weise beschränkt, wie der Anbau des Tabacks in Frankreich. In einigen wenigen Provinzen, z. B. in Malwa, ist zwar der Mohnbau freigegeben, dafür aber das Opium mit einer Abgabe belegt. Im Ganzen zieht die indische Regierung von ihrem Monopol jährlich eine Summe von zwölf bis achtzehn Millionen Gulden, und sie spekulirt daher, um ihren gedrückten Finanzen aufzuhelfen, auf den vergrößerten Opiumabsatz im himmlischen Reiche. Im Jahre 1817 gingen aus Indien erst 2400 Kisten Opium nach China, 1824 schon 7000, 1833 aber bereits 23,000 Kisten, und kurz vor dem

Ausbruche der Feindseligkeiten mehr als 30,000 Kisten, welche die Chinesen mit nahe an sechszig Millionen Gulden bezahlten! Das ist die höchste Summe, welche irgend ein Volk an ein anderes für ein Rohprodukt ausgibt, die Baumwolle ausgenommen, welche die vereinigten Staaten den Engländern liefern. Diese letzteren haben berechnet, daß nur erst etwa siebenzig Opiumkörner auf den Kopf kommen, und finden es wünschenswerth, daß wenigstens jeder Chinese täglich einige Körner rauchen möchte, wodurch sie dann für ihr Gift jährlich einige hundert Millionen einnehmen würden. Sie suchten sogar in ihren Zeitungen und in Flugschriften darzutun, daß die Behauptung, der Genuß des Opiums sei schädlich, auf einem kindischen Vorurtheile beruhe, und nannten einmal den chinesischen Kaiser einen unvernünftigen Barbaren, der alberne Gesetze gebe und den „freien Handel“ hindere! Mäßig genossen, — und der Chinese sei ja mäßig! — und wohl zubereitet, schade das Opium nicht viel mehr als gebranntes Wasser, und nicht der Gebrauch, sondern nur der Mißbrauch sei nachtheilig, setzen sie altklug hinzu.

Sie organisirten einen ausgedehnten Schleichhandel, verleiteten die chinesischen Beamten durch Bestechungen zur Untreue, und sprachen offen den Gesetzen eines fremden Landes auf die übermüthigste Weise Hohn. Anfangs betrieben sie den Opiumhandel in Macao, verlegten ihn dann nach Whampoa, das die Rhede von Kanton bildet, und endlich nach Vintin. Sie ließen in Bengalen zu diesem Schleichhandel besondere kleine Schnellsegler bauen, die lang und schmal sind, und von den plumpen chinesischen Wachtschiffen nicht eingeholt werden können. Am Bord derselben befindet sich stets ein Kaufmann, der den einkaufenden Chinesen das Opium nur gegen Baar abgibt. Diese werfen die Waare in Säcke, fahren an die Küste zurück, und verbreiten das Gift dann im ganzen Lande; selbst zu Peking im kaiserlichen Palaste wird Opium geraucht.

Die Engländer haben Alles aufgeboten, um die öffentliche Meinung in Europa über ihre Handel mit China irre zu führen. Wer aber durch Sophistereien sich nicht irre führen läßt, sondern sich an die Thatfachen hält, wird ihr Benehmen empörend und übermüthig finden müssen, und als Triebfeder ihrer ganzen Handlungsweise nur den Eigennuß erkennen. Sehen wir die Sache einmal von folgender Seite an. Was würden die Engländer, welche bekanntlich den Eingang ausländischer Fabrikate entweder völlig verbieten, oder mit hohen Eingangszöllen belegen, und die von ihnen so hoch gepriesene „Handelsfreiheit“ nur einseitig für sich wollen, Anderen aber jede mögliche Beschränkung auferlegen, — was, frage ich, würde die

englische Regierung thun, wenn sie etwa den Chinesen unter bestimmten Bedingungen den Handel mit England nur in dem einzigen Hafen Liverpool erlaubt hätte, die Chinesen aber diese Bedingungen unbeachtet ließen, und durch einen systematisch eingerichteten Schleichhandel mit Waaren, deren Einfuhr und Gebrauch das Gesetz verbietet, jährlich viele Millionen Pfund Sterling aus dem Lande zögen? Sie würde ohne Zweifel solchen, das Gesetz höhrenden Leuten, ihre Häfen sperren, und hätte gewiß ein Recht dazu. Weiter hat die chinesische Regierung auch nichts gethan; sie hat den Schleichhändlern das unsaubere und gesegwidrige Handwerk legen wollen, die Schleichhändler aber fanden an der englischen Handelspolitik einen Rückhalt, und haben, Dank den Kanonen, den Dampfschiffen und den Rothröcken, den Sieg über den chinesischen Kaiser behalten, mit dem sie Handel suchten, der sich aber in dem ganzen Streite sehr würdig und vernünftig benommen hat. Wenn die Engländer sich über seine Edikte lustig machen, so thun sie sehr unrecht; ihre Parlamentsbeschlüsse und Regierungsverordnungen sind selten so klar abgefaßt, wie die chinesischen Erlasse! Das Parlament beschloß einst, es solle irgendwo ein neues Gefängniß gebaut werden, und zwar aus den Steinen des alten; dieses alte solle aber so lange stehen bleiben, bis das neue fertig sei! Die Sache ist wahr, so lächerlich sie auch erscheint. Die Engländer hatten kein Recht in China eine Abänderung der Landesgesetze zu ihren Gunsten und zu ihrem Vortheil zu erzwingen. Wenn China, das ziemlich so viele Bewohner zählt als alle europäischen Staaten zusammengenommen, eine Welt für sich bilden will, gibt da der Opiumhandel einen vernünftigen Grund, zum Kriege ab? Japan duldet gar keine Europäer, nur ein Paar holländische Segel dürfen jährlich nach Nangasacki kommen. Der Kaiser von Japan ist Herr in seinem Lande, er will keine Fremden zulassen, und die Fremden haben kein Recht mit ihm darüber Handel anzufangen. Die Engländer verfuhr in China lediglich mit brutaler Gewalt, und wir möchten wissen, wo sie sich je im Rechte befunden hätten. Sehr vernünftig sagt der Kaiser in einem Erlasse: „Seitdem die gedachten Fremden hierherkamen, um Handel zu treiben, war es stets ihre Pflicht, den Befehlen der Regierung ohne Widerrede gehorsam zu sein. Wollen sie sich den nöthigen Beschränkungen nicht gefallen lassen, so brauchen sie sich gar nicht die Mühe zu geben, aus so weit entfernten Gegenden hierher zu kommen.“ Hier ist Klarheit und Logik. Der Kaiser bemerkt weiter: „Die verächtliche Widerspänstigkeit der Fremden (— denn so muß man sagen, wo die Engländer ein

kindisches Spiel mit dem Worte „Barbaren“ treiben, und mit dem „rothborstig,“ was eben nur blond bedeutet, und Leute die keine schwarzen Haare haben, —) rührt von weiter nichts her, als von dem Bestreben Uns Zwang auferlegen zu wollen. Sie glauben das zu können, weil sie hohe Zölle entrichten. Allein das himmlische Reich achtet diese für nicht mehr als den allergeringsten Theil des feinsten Staubkörchens.“

Von ihrem Standpunkte aus betrachtet, ist die chinesische Regierung keineswegs so beschränkt, als man sie gewöhnlich darstellt. Der Kaiser weiß ohne Zweifel sehr wohl, wie es denjenigen Ländern Asiens ergangen ist, welche Europäer bei sich aufnahmen. Ostindiens Beispiel liegt ja nahe genug. Erst kamen die Engländer in kleiner Anzahl, trieben friedlich und harmlos Handel und Wandel, ließen eine größere Anzahl Landesleute nachkommen, legten Faktoreien an, zogen Gräben um dieselben und warfen nachher Wälle auf, die bald durch Kanonen vertheidigt wurden. Nun hatten sie festen Fuß, fügten an, sich in die inneren Landesangelegenheiten zu mischen, Zwietracht auszusäen, und dem Einen Hülfe gegen den Andern zu leisten. Das ist in kurzen Umrissen die Geschichte Ostindiens, wo die Engländer durch Klugheit, Umsicht, Treulosigkeit, Tapferkeit und empörende Gewaltthaten sich zu Gebietern des großen und reichen Landes machten. In China ist allerlei Zündstoff aufgehäuft; wir haben schon bemerkt, daß dort eine Anzahl von Geheimbünden vorhanden sind, deren Mitglieder dahin streben, die seit 1644 herrschende Mandschudynastie zu stürzen; die Mohammedaner in der Bucharei haben schon mehr als einmal die Waffen gegen den Kaiser ergriffen, und dieser weiß, daß sein Reich eine Menge wunder Punkte hat, welche er durch Aufnahme fremder Kaufleute und fremder Religionen nicht noch vermehren will. Von seinem Standpunkte aus gebietet ihm also die Politik, so viel als möglich dem bisher befolgten Systeme der Absonderung und Vereinzelung treu zu bleiben.

Wir wünschen aufrichtig, daß der Segen des Evangeliums auch den Bewohnern Chinas zu Theil werden; aber der Weg, welchen die Sendboten in der neuern Zeit einschlugen, um jenes Land zu bekehren, wird sobald nicht zum Ziele führen. Was soll der Chinese, der nun einmal seine besondere und eigenthümliche Anschauungsweise hat, von christlichen Aposteln denken, deren Eifer er nicht zu begreifen vermag, welche aber das Reichsgesetz übertreten, indem sie auf Schleichhändlerschiffen kommen? Vom Backbord aus werden Bibeln vertheilt, während man vom Steuerbord herab Opiumtisten in die Dschonken wirft. Am strengsten



DIE CHINESEN IM JAHRE 1943.

1. Große Cour bei seiner himmlischen Majestät... 2. Einige Dandies im Conflict mit dem Nachtwächter
3. Soirée dante.

Landesbibliothek
Karlsruhe

wurde die Opiumeinfuhr 1828 verboten. Damals erließ der Vicekönig von Kanton ein strenges Edikt gegen Alle, welche dasselbe rauchen. Er sagte: „Der Genuß von Speise und Trank soll Harmonie in das Körpersystem bringen, und wer unschmackhafte Dinge verschluckt, muß es nur thun, um Kräfte zu bekommen. Wenn aber ein das Leben zerstörender Pa-fel vorhanden ist, so sollte ein Jeder danach streben, solchen von sich fern zu halten. Die Leute, welche sich einmal an den Pa-fel gewöhnt haben, können nicht wieder von ihm lassen, ihr Gesicht wird so hager wie ein Sperling, der Kopf sinkt zwischen die Schultern herab wie bei einer Taube, das Gift strömt in die innersten, zum Leben nothwendigen Theile; Arznei kann ihre Krankheit nicht heilen, Neue zur Besserung kommt zu spät.“ — Die wohlmeinenden Männer in England denken ebenso, und verdammen den Opiumhandel. Aus Kanton melden die englischen Behörden, daß ein Bruch des Friedens unvermeidlich sei, wenn dem Schleichhandel nicht von englischer Seite gesteuert werde, und am 14. März 1843 stellte im Parlamente Lord Ashley, einen Antrag: „das Oberhaus möge beschließen, daß die Fortsetzung des Opiumhandels geeignet sei, die zwischen beiden Staaten bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse zu stören, daß derselbe dem Manufakturinteresse Englands Nachtheil bringe und sich mit der Ehre des brittischen Volks nicht vertrage.“ Das Schicksal dieses Antrags ist uns, indem wir unser Heft schließen, noch nicht bekannt.

Wir verkennen übrigens nicht im Geringsten die großen Vortheile welche ein ungehinderter Verkehr mit China für dieses Reich, wie für Europa und Amerika haben würde; wir ahnen die ungeheuren Folgen, welche nicht ausbleiben können, wenn es in jener ostasiatischen Welt zu gähren anfängt; wir wissen, daß die europäisch-christliche Kultur bestimmt ist, einst die herrschende auf Erden zu sein. Aber die Chinesen werden, wie das auch bei anderen Völkern der Fall war, zuerst die Rehrseite der europäischen Sitten annehmen, wenn sie einmal die Zwangsjacke ausgezogen, und über die alten Uebereinkommnisse sich hinweggesetzt haben. Dann könnte leicht der Scherz unseres Zeichners, der jetzt noch als ein Zerrbild erscheint, sich mehr oder weniger verwirklichen. Wir sehen hier den Sohn des Himmels, wie er seinen chinesischen Rock mit einem europäischen Schlafrocke vertauscht hat; er trägt Schnallenschuhe und seidene Strümpfe, er hält die Opiumpfeife in den Händen; nur des lieben Jopfes hat er sich nicht entledigen mögen, der ja auch in Europa noch viele Freunde zählt. Brüsseler Spitzenmanschetten sind in Peking Mode geworden. Ist der Trabant oder Hartschier neben ihm ein Chinese oder hat der Mandshu sich, wie weiland

die spanischen Monarchen, eine wallonische Garde errichten lassen? Wir gestehen, darüber nicht recht im Klaren zu sein. Der Mann zur Linken ist offenbar ein Eingeborner; er meldet zur großen Cour an. Beide Herren sind wohlbeleibt; der edle Frack, der Repräsentant der modernen Civilisation, der Gleichmacher, und der Dreimasterhut haben die Linie passirt, und sind über das gelbe Meer nach Peking gekommen. Daß die schlanken Damen ihre Moden von einer europäischen Puzmacherin erhielten, lehrt der Augenschein. Ja, es sollen Marchandes de Modes, wie diese unentbehrlichen Personen sich nennen, in der Hauptstraße der Hauptstadt des himmlischen Reiches ihre Läden eröffnet haben, zum großen Verdruß der Ehemänner, da seit der Anwesenheit dieser Barbarinnen ein Geist des Widerspruchs in die Frauen gefahren ist, und diese sich in Wünschen so leicht vergessen. Pferdehaarene Unterröcke und Crepes, Straußensebern und Ohrgehänge, Broches und allerlei „Nouveautés“ erregen immer neue Begierden, und die Männer können kaum genug Silber herbeischaffen. Wer möchte auch so unhöflich sein, und einem widerspenstigen Weibe den Halsblock anlegen? Man muß Nachsicht haben mit dem schönen Geschlechte, Galanterie ist selbst am Peho und Hoangho und Zantsekiang einheimisch geworden, und puzen sich die Frauen und Mädchen nicht auch nebenbei für die Männer, um diesen zu gefallen, und nicht bloß sich selbst? Wer hätte früher von Välsen gehört? Und doch sind sie da; man sehe nur das Bild an. Und eine ganz neue Klasse von Menschen hat sich gebildet, nämlich Stuger, die wir wohl Dandies nennen müssen, da die liebe vornehme Jugend der drei brittischen Reiche ihnen offenbar zum Muster gedient hat. Man kann nicht leugnen, daß die Chinesen bildungsfähig sind; die Kopien gleichen den Originalen aufs Vollkommenste. Hat je ein Engländer einen Nachwächter mit mehr Herzhaftigkeit durchgeprügelt als dieser chinesische Gentleman? Zwar statt der Reitpeitsche bedient sich der civilisirte Ostasiate des Bambusrohres, allein: ländlich sittlich, und der Bambus thut ja offenbar dieselbe Wirkung. Mit wie seligem Lächeln blicken seine taumelnden Freunde auf diese liebliche Scene, die ihnen tausend Spaß macht, und über welche sie noch lange zu lachen haben werden! Es sind guter Leute Kinder; sie tragen modische Hosen und den kleidsamen Paletot über dem noch kleidsamern Frack mit den Schwalbenschwänzen. Das ist freilich Alles, was sie vorläufig von den Europäern angenommen haben; aber wer will auch Alles auf einmal von Leuten verlangen, die eine waizengelbe Gesichtsfarbe haben? Nur Geduld, sie wird schon weiser werden; die europäische „Gesittung“ ist ja allmächtig!